

Prof. Dr. Lars Koch (Professur für Medienwissenschaft und Neuere deutsche Literatur)

Liebe Mitstreitende

wissenschaftliche Erkenntnisse entstehen oftmals aus langwierigen Debatten, vor allem aber aus dem Streit um bessere Argumente – das hat mein Vorredner aus dem letzten Jahr, Gerd Schwerhoff, der an dieser Stelle als Geisteswissenschaftler gesprochen hat, sehr deutlich hervorgehoben.

Objektivität ist das regulative Prinzip der Wissenschaft. Sie produziert aber längst keine „absoluten Wahrheiten“ mehr. Diese Einsicht hat Konsequenzen für das Selbstbild der Wissenschaft, aber auch für ihr öffentliches Agieren und ihre Wahrnehmung in der Gesellschaft. In letzter Zeit wird verstärkt die Forderung an die Wissenschaft herangetragen, sich wieder stärker an gesellschaftlichen Debatten zu beteiligen, öffentlich sichtbar zu werden und dabei auch besser zu erklären, was in der Forschung passiert und wie diese zu einem besseren Verständnis und einer zukunftsorientierten Gestaltung beitragen kann. In Zeiten umkämpfter Aufmerksamkeitsökonomien reicht es meines Erachtens nicht mehr aus, auf intensivierten Faktentransfer zu setzen. Es braucht stattdessen in der Wissenschaft selbst ein besseres Verständnis davon, unter welchen ökonomischen und sozialen Bedingungen sie Wissen produziert, wie sie und ihre Erkenntnisse von Medien und anderen Akteuren der Wissenspopularisierung beobachtet und kommuniziert werden, mit welchen Vorurteilen die Wissenschaft dabei zu rechnen hat und wie das von ihr produzierte Wissen überhaupt gesellschaftlich relevant werden kann.

Mit Blick auf die Gefahren und Risiken der *Great Challenges* unserer Gegenwart – Klimawandel, Terror, Migration usw. – genügt es nicht, Erkenntnisse zur allgemeinen Nutzung zu Verfügung zu stellen oder sich auf die Routinen der Politikberatung zu verlassen. Um zu verstehen, mit welchen Erwartungen und Vorurteilen Wissenschaft sich im öffentlichen Raum konfrontiert sieht, gilt es die sich verändernden kommunikativen und eben auch emotionalen Strukturen dieses öffentlichen Raumes schärfer in den Blick zu nehmen. Mit dem Verweis auf Faktenorientierung und intersubjektive Nachvollziehbarkeit alleine ist dem invektiven Anwurf der „Lügen-Uni“ nicht zu begegnen.

Gegenwärtige Debatten zeugen von einer ernstzunehmenden Krise der Expert_innen-Laien-Kommunikation. Misstrauen und Ressentiments sind keine Seltenheit, oftmals gepaart mit einer diffusen Angst vor Veränderung. Soll der wissenschaftlich gestützten, differenzierten Problembeschreibung in der öffentlichen Meinungsbildung wieder ein größeres Gewicht zu

kommen, braucht es zu allererst ein Verständnis dafür, wie solche Debatten über die Sachebene hinaus implizit durch Emotionen mitbestimmt werden.

Denn als resonanzstark erweisen sich wissenschaftliche Debatten im gesellschaftlichen Raum oft nur dann – das wäre mein Einsatzpunkt als Literatur- und Medienwissenschaftler – wenn sie unabhängig von ihrem Faktengehalt intuitiv verständliche, plausible Geschichten vom Zusammenhang der Dinge transportieren, spezifische Identifikationsangebote unterbreiten und emotionale Beteiligung hervorrufen. Darin, diese Wirkungs- und Rezeptionsdimension verstanden zu haben, liegt etwa das Erfolgsrezept der Nachrichtenplattform Breitbart, die nicht zuletzt mit ihrer in Konkurrenz zur eigentlichen Wissenschaft stehenden Berichterstattung über wissenschaftsrelevante Themen in den USA ganz wesentlich zur Spaltung der Öffentlichkeit und zur Formatierung der Meinungsbildung in den entsprechenden Zielgruppen beigetragen hat. Schaut man z.B. auf die entsprechenden Breitbart-kampagnen zum Klimawandel, kann man dort eine wohlkalkulierte Politik entdecken, die suggestiv Zweifel zu erzeugen versucht und immer wieder kombiniert wird mit der identifikatorisch höchst attraktiven Selbstversicherung, das Manipulationsspiel der sogenannten Mainstreammedien und der Auftragsforschung durchschaut zu haben. Aus seiner Zeit als stellvertretender Direktor der Forschungseinrichtung „Biosphere 2“ brachte Breitbart-Gründer Steve Bannon das entsprechende wissenschaftliche Wissen mit, das sich dann mit dem erzählerischen Knowhow aus seiner Zeit als Produzent von Hollywood-Filmen zum Aufbau einer effizienten Meinungsmaschinerie verbinden ließ. Dass die Wissenschaftshistorikerin Donna Harraway im letzten Jahr einen Kinofilm mit dem Titel „Storytelling for earthly survival“ produziert hat, scheint fast so etwas ein reziprokes Echo auf die Breitbart-Kampagnen zu sein. Auch Harraway geht davon aus, dass die gesellschaftlichen Akzeptanzbedingungen von Wissen nicht alleine von Sachhaltigkeit, sondern eben auch von kulturellen Rahmungen und emotionalen Settings organisiert werden. Dies heißt in der Konsequenz natürlich nicht, dass wir Wissenschaftler_innen nun zwingend alle eine Zweitausbildung als Geschichtenerzähler_innen machen oder unsere Mitarbeiter_innen zu Medienseminaren des Hochschullehrerverbands schicken müssen. Wohl aber plädiere ich dafür, die wissenschaftsexternen Kommunikationsbedingungen deutlich stärker in unseren Reflexionshorizont einzuspielen und sich dabei die impliziten affektiven und narrativen Mechanismen solcher Kommunikationen bewusst zu machen. Das betrifft einerseits aktuell das eigene Medienhandeln von uns Forscherinnen und Forschern, dies könnte aber auch die Lehre gerade in den natur- und ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen betreffen, wo ja zu einem großen Teil die Expert_innen von morgen

ausgebildet werden. Dieser Bereich einer reflektierten und die Herausforderung der Zukunft reflektierenden Wissenschaftskommunikation ist ein Paradebeispiel für die Notwendigkeit interdisziplinärer Zusammenarbeit. Dafür bietet die TU Dresden als technische Volluniversität exzellente Voraussetzungen.